

Als es noch üblich war, dass an den Sonntagen von den zwei zur Verfügung stehenden Lesungen eine ausgewählt wurde, da hat man diese zweite Lesung, diesen heutigen Ausschnitt aus dem Epheserbrief meistens weggelassen – „zum Schutz des Apostelamtes“. Inzwischen – und das ist gut so – ist es Vorschrift, dass im Normalfall beide Lesungen gelesen werden müssen. Das hat nun aber zur Folge, dass dieser für unsere modernen Ohren äußerst provozierende Text nicht mehr übergangen werden kann. Gerade weil er aber soviel Unmut hervorruft, ist es unverzichtbar, sich doch ein wenig dieser Lesung anzunehmen.

Dabei sind zunächst einmal ein paar grundsätzliche Fakten wichtig:

Von den 13 Briefen des Apostels Paulus, die im Neuen Testament enthalten sind, stammen nur sieben von ihm selber. Für uns heute riecht das nach Fälschung und Täuschung. Doch in der gesamten antiken Literatur war es gang und gäbe, dass man einen Menschen dadurch besonders ehrte, indem man ihn als Verfasser nannte; das entspricht in etwa den heute üblichen Widmungen.

Für diese Vorgehensweise, die nicht nur auf die Literatur beschränkt war, gab es noch einen anderen Grund: Man wollte, dass das Werk im Mittelpunkt stand, und nicht der Kult um den Verfasser. Heute ist das leider oft genau umgekehrt.

Und außerdem: Dem Apostel Paulus auf Grund eines solchen Textes Frauenfeindlichkeit zu unterstellen, das zeugt von einer erschreckenden Dummheit und Unkenntnis der tatsächlichen Fakten. Denn genau das Gegenteil ist richtig: In der Verkündigungsarbeit des Paulus spielen Frauen eine enorm wichtige Rolle. Das wird nicht zuletzt erkennbar, wenn man sich einmal die Mühe macht, das letzte, das 16. Kapitel des Römerbriefes, der von ihm selber stammt, genau anzuschauen. Da geht es zwar nur um scheinbar belanglose Grüße, aber es ist dennoch hochinteressant, wen der Apostel dort alles grüßen lässt.

Der Epheserbrief, aus dem auch unsere heutige Lesung entnommen ist, ist einer der Briefe, die nicht von Paulus stammen. Er entstand in einer Zeit, in der Paulus gar nicht mehr gelebt hat, was den Lesern dieses Briefes natürlich bekannt war. Der Verfasser selber ist unbekannt. Aber wissenschaftlichen Untersuchungen an diesem Brief haben ergeben, dass es sich um jemand handeln muss, der die anderen Briefe und die spezifische Theologie des Paulus sehr gut kannte.

Deshalb hat er in typischer Paulus-Manier ein Problem angefasst, das zu seiner Zeit in den Gemeinden für erheblichen Ärger und Auseinandersetzungen sorgte: die Rolle der Frau. Nach der Verkündigung Jesu, die für Paulus ohne jeglichen Abstrich die absolute Norm war, darf es keinen Unterschied mehr in der Bedeutung und der Stellung zwischen Mann und Frau geben; diese Gleichheit reichte bis hinein in die Rollen und Aufgaben im Gottesdienst.

Doch der Druck gesellschaftlicher Konventionen hat sich oft als so stark erwiesen, dass in manchen Gemeinden die Verkündigung Jesu wieder den Kürzeren zog, und Frauen dabei wieder in die Rollen zurückgedrängt wurden, wie sie in der normalen Gesellschaft außerhalb der Gemeinden üblich waren. Dieser Konflikt wurde damals teilweise so heftig, dass es sogar Gemeinden gegeben haben soll, in denen aus Protest ausschließlich Frauen in Ämter berufen wurden.

In dieser Situation übernimmt der Verfasser des Epheserbriefes eine für Paulus typische Vorgehensweise. Der hat z.B. in der heiklen Frage des Umgangs mit Sklaven keinen Frontalangriff auf die Sklavenhaltung gestartet, weil er damit einen der wichtigsten Wirtschaftsfaktoren der Antike in Frage gestellt und deshalb nur einen erbitterten Widerstand, aber keine Veränderung provoziert hätte. Nein, er ist anders vorgegangen: Er hat die Sklavenhaltung zunächst bestätigt, aber sie dann gleichzeitig mit der Verkündigung Jesus über die Gleichheit aller Kinder Gottes verbunden. Paulus vertraute darauf, dass der Same des Gotteswortes seine ihm eigene Kraft entfalten und so die Sklavenhaltung allmählich verdrängen wird (siehe z.B. seinen Brief an Philemon, der von ihm stammt).

Exakt dieselbe Vorgehensweise wählt auch der Verfasser unserer problematischen Lesung. Zunächst belässt er alles so, wie es damals allgemein üblich war: Die Frau hat dem Mann untertan zu sein. Doch jetzt gilt es, sehr genau hinzuschauen. Dieser Text beginnt bereits mit einer nur für die christlichen Gemeinden gültigen Selbstverständlichkeit: „Einer ordne sich dem anderen unter in der gemeinsamen Furcht Christi.“ (V 21) Hier nennt der Verfasser einen Punkt, in dem sich das christliche Gemeindeleben fundamental unterscheidet von dem Leben außerhalb; und dies gilt sowohl für den Mann als auch für die Frau.

Und nun kann man beobachten, wie sehr er den aktuellen Zustand intensiv verbindet mit Christus und seiner Kirche. Auch er geht – wie Paulus – davon aus, dass der Same des Gotteswortes seine göttliche Kraft von selbst entfaltet.

Wie sehr er tatsächlich davon ausgeht, wird zum einen dort erkennbar, wo er fast so nebenbei darauf hinweist: „Denn wir sind Glieder seines Leibes.“ (V 30)

Zum anderen serviert er gegen Ende dem Leser noch einen richtigen Hammer: „Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden...“ (V 31) Das ist ein Rückgriff auf die Schöpfungserzählung (Gen 1,24), die bereits hier in provozierender Weise exakt das Gegenteil fordert von dem, was damals in einer patriarchalischen Gesellschaft ganz selbstverständlich galt. Noch deutlicher kann er gar nicht erkennen lassen, dass es sein klares Ziel ist, an die Forderung Jesu zur Gleichheit von Mann und Frau zu erinnern.

Diese Vorgehensweise macht deutlich, dass es sowohl dem Apostel Paulus als auch dem Verfasser unserer heutigen Lesung nicht um reine Provokation um der Provokation willen geht, sondern um tatsächliche, reale Veränderung.

Sie stellt aber auch an uns die Frage, wo wir heute aktuelle Situationen dringend und viel deutlicher einmal mit dem Samen des Wortes Gottes verbinden sollten.